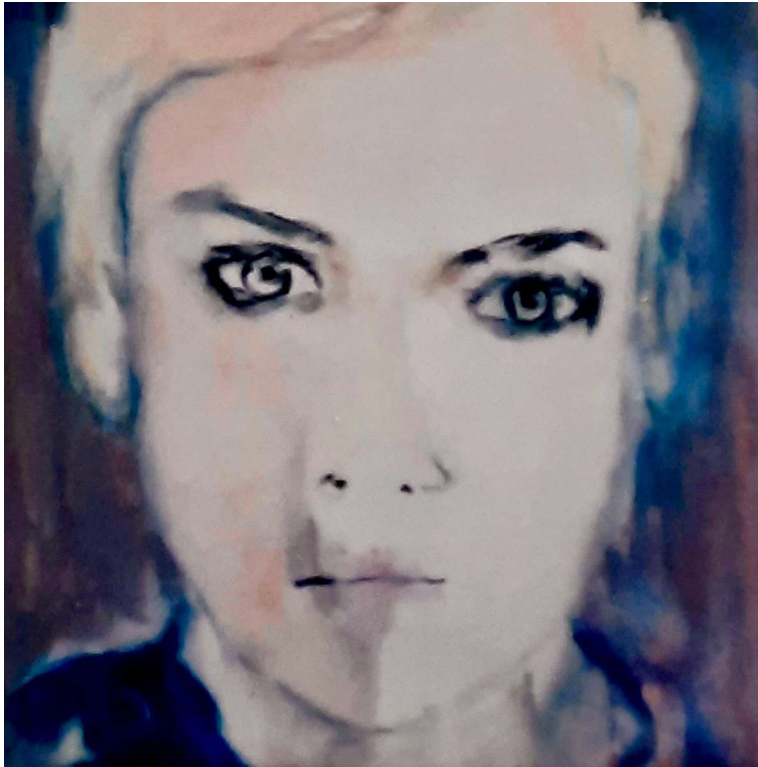


eof



Johanna Hansen

Schamrot

Eine niederrheinische Kindheit

edition offenes feld

*DIE AUTORIN DANKT DEM MINISTERIUM FÜR KULTUR UND WISSENSCHAFTEN
DES LANDES NRW FÜR EIN ARBEITSSTIPENDIUM ZUM BUCH.*

© edition offenes feld, Dortmund 2025

www.offenesfeld.de

© Johanna Hansen, Düsseldorf

Illustrationen: Johanna Hansen

Satz & Layout: Studio Z16

Verlag: BoD - Books on Demand GmbH,

Überseering 33, 22297 Hamburg, bod@bod.de

Druck: Libri Plureos GmbH, Friedensallee 273, 22763 Hamburg

ISBN: 978-3-8192-7383-4

Was in der Welt, in unseren Gesten und dem ganzen rätselhaften Wappen unseres Verhaltens, in unseren Träumen und Krankheiten stumm ist, welche Sprache spricht es, mit welcher Grammatik?

(Michel Foucault, Die Ordnung der Dinge)

Prolog

Dorthe (1861-1931)

wenn ich wie du mit einem fuß auf dem salzverkrusteten schlickschlitten. mit dem anderen mich abstoßend vom boden übers watt glitte. ohne im labyrinth kindheit zu stranden. wenn du mir sagtest. glaub mir. du musst nur lange genug üben. wenn ich mich nicht angesteckt hätte an einer mangelercheinung oder einer liebeskrankheit. über mehrere generationen zärtlich weitergereicht. erinnerte ich mich an meinen leergeatmeten mund und an den langgestreckten hals der vogelkoje. wo drei singschwäne sich *für everybody* über die heckenrosen hundsrosen schwangen. wenn ich ihren gesang auswendig lernte. das schilf. die taustundenbläue. *ans haff nun fliegt die möwe und dämmerung bricht herein*. bei ebbe nach strucklahnungshörn. *I am walking in the same way* durch die priele und übern deich. du. direkt vor mir. in löwenzahnbuchten mit den händen die milchige haut der schafkälte abschöpfend. wenn bei rungholt der abend auf muschelbänken vergraute. und wir ablagerungen des winds auf den wellen wären. blütenmanschetten knorpeliger obstbäume. wüchsen sie durch die lückenlose zukunft. die du nachts im kuhstall vergeblich am spinnrad zer-rupftest. *hometown glory*. stroh zu gold. trugbilder auf dem scheitelpunkt der flut tanzte der vollmond. niemals für gott und die welt würde dich ein für allemal loswerden wollen. was bliebe dir anderes als sprachlosigkeit. du weißt zu viel. so eine wie du fragt immer zu viel und wird weit weg verheiratet. so weit. dass nach haus kein weg mehr irgendwohin führt. außer durch drei kriege. die mitaßen in der küche des gutshofes am niederrhein. wo elf kinder später deine erschöpften finger heimlich trotz allem in die ferne kletterten. wenn eine insel auf dem tisch das weiße bröckelige porzellantellerchen in blattform für pfefferminz und veilchenpastillen wäre. das du mitgebracht hast aus dem norden. dein nest aus luft. wenn du es mir ganz dicht ans ohr rücktest. sobald ich die richtung der träume suche. über die man nicht spricht. weil sie beieinandersein einschließt. nah dran sein an verlässlichen berührungen. wenn ich fernweh meinte und dünung hörte. immerzu dünung. wenn nichts ist. außer dünung. wenn ich hörte

(Englische Zitate aus dem Song „Hometown Glory“ von Adele, „Ans Haff nun fliegt die Möwe und Dämmerung bricht herein“ von Theodor Storm)



*Ich weiß nicht, wie es sich anfühlt, gesund zu sein,
aber ich weiß, wie es sich anfühlt zu überleben.*

KAPITEL I: NEBEN JEDEM WORT STEHT MEIN TIER

Ich habe angefangen, aufzuschreiben, wie alles begann. Wie meine Mutter sich die Lippen mit meinen Augen färbte. Wie sie mich in den Kinderwagen unter den Kirschbaum im Hof hinterm Haus legte. Der Himmel, durchlöchert von Vögeln. Ich lernte brabbeln auf der Linie der Johannisbeersträucher, hielt mich an meinen Fäusten fest. Ich habe angefangen, mich an die Jahre zu erinnern, die auf einer Station für Frühgeborene begannen. Dort wurde ich hinter einer Glaswand hochgehoben für meine Mutter, die auf der anderen Seite stand. Dort bin ich auf den Geschmack gekommen von Glas.

Das Kind hat eine Rechts/Links/Schwäche, zeigt mit der Hand nach links und sagt rechts. Es denkt mit flügelahnen, verbesserten, gestutzten Händen in den Taschen. Hände aus den Taschen, Hände auf den Tisch. Mach einen Knicks. *Du bist doch sonst nicht auf den Mund gefallen. Wisch dir die Finger nicht am Faltenrock ab. Steh gerade.* An manchen Tagen geht das Kind durch eine Wüste. Trägt sie mit sich herum, trägt sie überall hin. Sobald die Schule aus ist, setzt es sich an seinen Schreibtisch, starrt aufs leere weiße Blatt, bringt nichts heraus und nichts hervor. *Sieht zurück mit Spucke im Mund. Sand im Mund. In den Augen, der Nase. Alles verstopfender Sand.* Das Kind kann sich nicht sattsehen an Sachen, von denen es keinen blassen Schimmer hat, die aus dem Nichts aufs Papier fallen wie Atemzüge ins Schreiben. In den Erinnerungslücken fing es an.

*Hab immer Luft gegessen. – eene kabeene kabine kabumm – fang ich neu an.
Hab zu viel Luft gegessen. Bin eine Anfängerin. Mit Anfängen kenne ich mich aus.*

Schneeweiß in den Ohren, im Winterteint will mein Hirschkalb mir nicht aus der Hand fressen, springt durch Hagebutten vorlaut auf dünnen Porzellanbeinen von der Kommode im Weihnachtszimmer. Ich breche ein Stück gefrorene Milch

ab und löffle einen gezuckerten Mond, schwimme durch blattlose Tage auf Eichenstühlen bis ans Ende des Winters. Hinter den Pappeln im Garten, den Feldern, den frisch gestärkten Sprichwörtern, biege ich die Hände zum Tunnel und flüchte. Wie ein Tier senkt das Zimmer den Blick, wie über weite Täler, schillernd und schimmernd

Die Füße hatte das Kind schon früh verlernt. Sank durchs Fruchtwasser mal mit, mal ohne das Flüstern, Summen, Schmatzen und Lachen der Mutter. Ihre Stimme rutschte hinunter in seine Lunge, hielt es ein paar Wochen warm, dann kam das Kind nach einer langen Autofahrt durch eine Nacht, in der die Mutter das Kind immer wieder zurückpresste, obwohl inzwischen starke Wehen eingesetzt hatten, viel zu früh und überstürzt im Krankenhausflur zur Welt. Die Mutter hatte sich auf dem Weg zum Kreißsaal der Klinik von Monreberg dazu entschieden, den Weg nach Moers auf sich zu nehmen, weil es dort eine Station für Frühgeborene gab. Sie hatte ihr erstes Kind, ein Mädchen, das auch als Frühgeburt zur Welt kam, verloren. Es lebte nur einen Tag. Sie hatte um ihre zweite Tochter, ebenfalls eine Frühgeburt, gebangt. Als ihre dritte Tochter sich als Frühgeburt ankündigte, entschied sie im letzten Moment, eine Klinik aufzusuchen, in der sie ihr Kind in größerer Sicherheit wusste. Sechs Ärzte bemühten sich um sie. Für das *Gedrüss*, das um sie gemacht wurde, schämte sie sich. Es war ein kalter Märztag und es schneite. Schnee fiel nur selten am Niederrhein. Um diese Jahreszeit war Schnee so ungewöhnlich, dass dem Kind an jedem Geburtstag erzählt wurde: *Als du geboren wurdest, schneite es*. Schnee wurde sein Lieblingswort. Schnee wärmte mehr als die Glaswand, die zwischen ihm und dem ganzen Rest stand. Sie sperrte das Kind aus der Zeit aus, die ihm fehlte. Ließ sich nicht aus dem Weg räumen. Weihwasser wurde nach der Geburt über seinen Kopf gegossen, weil nicht sicher war, ob es überleben würde. Eine Art Nottaufe, ein Kreuzzeichen auf die Stirn, halb Abendstern, halb Schuldspruch, in dem das Kind sich verhedderte wie in der Frequenz des Atems. Die mit dem Puls falsch verknoteten Bewegungen, die Windeln, Kittel, Spiegel, die Licht reflektierten, ließen es schreien. Es gab den Punkt, wo Einatmen aussetzte und etwas Schwarzes nach ihm schnappte. Dem Kind wurde eine Sauerstoffmaske aufs Gesicht gesetzt. Ernährt wurde es aus der Ferne. Die Mutter pumpte sich Milch ab, lief jeden Morgen zur nächsten Bushaltestelle und gab die Milch dem Busfahrer mit, der sie dann ins Krankenhaus transportierte. 50 km,

eine zu der Zeit kaum überbrückbare Strecke, weil die Mutter keinen Führerschein hatte, lagen zwischen ihr und dem Kind.

Erst war ich zu früh, dann in Eile, dann bückte ich mich, um hineinzupassen in die Welt. An keinen anderen Ort kann ich zu Fuß so weit gehen. In Pelzstiefeln geh ich in mir herum. Mein Mund ist ein Nest, in das der Kuckuck sein Ei legt. Es zerplatzt beim Zubeißen und ein goldener Wagen kommt, sobald ich auf einem Grashalm pfeife und mein Haar herunterlasse. Im Wagen sitzt meine Schwester. Sie verlangt immerzu, immerzu alle meine Zähne. Das wird ein Fest. Wir werfen Schneebälle auf Kutschen, die es nicht gibt, reiben mit klebrigen Fingern Eisblumen von der Tapete im Weihnachtszimmer, das so heißt, weil es nur einmal im Jahr geheizt wird, lutschen Veilchenpastillen zu halblauten Gesängen unter dem Kristalllüster. Tauet Himmel den Gerechten. Wolken regnet ihn herab. Meine Schwester und ich haben uns wieder leer geatmet. Ich bin wie sie unsichtbar und falle mir nicht mehr ein. Es ist der Platz meiner Schwester, auf dem ich sitze. Er hat das Gewicht einer Kugel, die wegrollt, wenn ich nach ihr greife. So beginnt der Nachmittag, und so endet er. Mit Händen Sonne in die Fransen der Tischdecke kämmen, engste Freundin, wenn mir schwindelig ist. Meine Schwester ist so weit gegangen wie Schnee. Ich mache es ihr nach. Am Fuß der Treppe, das Geländer ist ein Zopf aus Holz, verschwinde ich unter Kreuzstich verschneiten Tannen, die meine Strümpfe verzieren. Großer roter Falter zittert in mir. Treppauf und treppab. Ich glätte seine Flügel. Er knittert leicht auf frisch poliertem Holz. Ein anderer Ort. Mamas Briefwaage. Darauf lege ich den Wunschzettel. Ganz oben stehen das blaue Fahrrad und Murmeln. Die Katze schleppt einen Fischschwanz dazu. Weiße Punkte von Mamas Kleid. Darin lese ich mich schön. Am Daumen im Mund bin ich erkennbar und am Springseil, mit dem ich bis in den Himmel hüpfte, dorthin, wo meine Schwester über den Himmel fliegt, ein Schwan, weiß wie mein Radiergummi. Ich fliege damit so gut ich kann.

Guten Abend, gute Nacht, mit Rosen bedacht, rutsch unter die Deck, morgen früh, wenn Gott will, wirst du wieder geweckt.

Dem Kind werden, kaum dass es geboren ist, Gebete übergestülpt. Wie ein Milchfell. Da ist ein Mund, der es streift. Bei jeder Berührung beschlägt der

Kokon aus Glas. Es fangen die Jahre an, in denen das Kind unsichtbar wird, sich versteckt, die Abwesenheit von Nähe begreifen lernt als vertrauteste Lebensmöglichkeit.

Das Kind saugt Stimmen auf. Stimmen, die ohne Körper bleiben. Es gibt nur das Warten darauf, es verbraucht jeden Raum, alle Zeit, unterbrochen von Ereignissen, die nichts miteinander zu tun hatten. Jede neue Unterbrechung zieht das Kind aus dem Abgrund des Wartens. Tür auf, Tür zu, Tür auf und wieder zu, und dazwischen das Kind, angefüllt mit Schwindel. Er klettert in die Zehen, die keinen Zusammenhang haben mit dem Körper, der weit weg von ihm ins Licht gedreht wurde, es um den Schlaf wickelt.

Schlafe selig und süß, schau im Traum 's Paradies.

„Das Kind wird gefüttert, gebadet und trockengelegt, im Übrigen aber vollkommen in Ruhe gelassen.“ „Die Überschüttung des Kindes mit Zärtlichkeiten, etwa gar von Dritten, kann verderblich sein und muss auf die Dauer verweichlichen. Eine gewisse Sparsamkeit in diesen Dingen ist der deutschen Mutter und dem deutschen Kinde sicherlich angemessen. [...] Statt in einer läppisch-verballhornten Kindersprache solle die Mutter ausschließlich in ‚vernünftigem Deutsch‘ mit ihm sprechen, und wenn es schreie, solle man es schreien lassen. Das kräftige die Lungen und härte ab.“

(Johanna Haarer, „Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind“, 1934, Quelle: Wikipedia)

Den Säugling nicht hochnehmen. Wenn er schreit, sollst du ihn schreien lassen, das Schreien hört irgendwann von selbst auf. Zu festen Zeiten sollst du füttern, nicht wenn er schreit, sondern in festgelegten Abständen. Immerzu ohne Ruh im Rhythmus kurzer schneller Schritte auf mich zu. Links, Rechts, Links, Rechts, Herzrasen, Zappeln und schwere Lider.

Die auf Armlänge gekürzte Zeit klappert mit gläsernen Fläschchen, Löffelchen, einer für Mama, einer für Papa, wirft mir das Spucktuch über, zieht mich durch den Brei, bevor ich wieder abgelegt werde.

Komm, damit ich dich lieben kann, geh, damit ich dich hassen kann, komm, damit ich dich hassen kann, geh, damit ich dich lieben kann. Der Atem wehrt ab, ruft, wehrt ab, die sich nähernden Schritte sind laut. Gesicht klebt daran, beim Trinken Schluck für Schluck Taumel von Namen. Sie tätowieren mich mit Sprache.

Wer bist du, mit einem Mund überhäuft und blonden Armen den Körper hinauf und hinunter. Ich hab so viel Vergessen verschluckt. Es klebt am Gaumen und lässt sich nicht ausspucken.

Die Gewöhnung daran beginnt als Pfeifton in den Ohren. Verstoßen und höher hinauf halte ich meinen Hals ins luftige Weiß, Nacht in den Knien. Ein Gefühl, als ob Sand in den Augen ist. Dann liegen die Knochen der Wolken zersplittert im Gras neben ein paar Landpartien. Ich rieche nach Gebeten, eingeschlagen ins Kreuzzeichen, das Mama mir morgens auf die Stirn malt. Im Jahr pflanzt Mama bei jedem Besuch Frühling auf das Grab meiner Schwester, das sich über mich stülpt. Meinetwegen. Wir gehören sowieso zusammen, meine Schwester und ich. Ausgebeult bleibt dabei mein Daumen.

Oft schleift die Taille nach oben, weil ich auf dem Stuhl nicht nach hinten rutschen darf, denn hinter mir steht meine Schwester. Ihr Atem hinterlässt einen Fleck auf dem Tischtuch. Ich höre sie flüstern. Das Flüstern kriecht die Arme hinauf und verschlingt ein paar Dinge gleichzeitig. Hüften, Brust, Bauch. Das Herz in den Fingerspitzen ersäuft. Ich muss ins Bett damit gelegt worden sein. Meine Schwester spielt darin schon Verstecken. Ich weiß, wie sie kichert, setze mich auf die Bettkante und kann nicht aufstehen. Meine Beine gehorchen mir nicht.

Hätte ich ein Pferd, wäre ich niemals Reiterin. Für das, zu was ich bestimmt zu sein scheine, reicht eine Haarsträhne als Zügel und feuchtes Schnaufen. Manchmal kommt Mama herein und lässt mich ein Glanzbild abreißen von ihrem Lachen. Während sie singt, schlägt es Rad wie ein Pfau. Man kann uns zusammen sehen. Voller Allüren, aschblond und cremige Augen. Ich breite die Arme aus und Mama sagt: Sie sah aus wie du.

Dann zähle ich meinen Atem und übe Splitter Glück. Nippe an Liedern wie an ungewohntem Wein. Mache Klimmzüge im Brustkorb. Nur dort kann ich abspringen aus dem Husten und finde mich wieder heraus.